

Kultur, Pluralität und Ethik – zur Einleitung

Christof Mandry

Das Thema Kultur ist aktuell. Über den Kreis der „Kulturwissenschaften“ im engeren Sinne wie Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaften (die einstige „Volkskunde“) und Kulturanthropologie hinaus breitet sich die wissenschaftliche Aufmerksamkeit für „Kultur“ aus. In vielen Gesellschafts- und Geisteswissenschaften wird seit einiger Zeit lebhaft diskutiert, ob sie sich nicht besser als Kulturwissenschaften verstehen sollen [vgl. Benthien, Daniel 1993 und 2001]. „Kultur“ wird zu einem erkenntnisleitenden Grundbegriff – disziplinäre Selbstverständnisse und epistemologische Voraussetzungen greifen auf methodische Ansätze über. So tritt gerade in den Gesellschaftswissenschaften „Kultur“ zum Leitbegriff „Gesellschaft“ hinzu oder in Konkurrenz zu ihm. Auch in außerwissenschaftlichen Diskursen ist „Kultur“ ein Dreh- und Angelpunkt vieler Debatten, etwa wenn nationale Gesellschaften sich angesichts ihrer bedeutenden Migrantenteile neu über die kulturellen Grundlagen ihres Zusammenhalts verständigen müssen. Allerdings ist es keineswegs das erste Mal, dass das Thema eine solche Aufmerksamkeit erlebt. Im Gegensatz zu früheren Konjunkturen – auch wissenschaftlichen [vgl. Perpeet 1984a] – wird von Kultur heute jedoch in erster Linie im Plural gesprochen. Gingen frühere Autoren noch von der Einheit von Kultur als einem einheitlichen Bereich mit durchgängigen Merkmalen aus, so gilt heute gerade die Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Kulturen als selbstverständlich. Ebenso verändern sich die moralischen Konnotationen, die mit dem Begriffsfeld „Kultur“ verbunden werden, und gegenüber offen hierarchisierenden Begriffen treten eher relativierende, die die Gleichwertigkeit des Unterschiedlichen betonen, in den Vordergrund. So ist, wenn auch mit dem Kulturbegriff selbst nicht mehr unbedingt eine starke Wertung ausgesprochen wird (‚entweder etwas hat (meine) Kultur, dann ist es gut, oder es hat keine, dann ist es schlecht‘) mit dem Kulturbegriff nach wie vor ein evaluativer Aspekt evoziert, der nun aber auf die Gleichwertigkeit des ehemals als inferior Abgewerteten fokussiert und damit faktisch dessen Aufwertung vollzieht. Innerhalb einer Gesellschaft und zwischen Gesellschaften gilt kulturelle Pluralität zunehmend nicht nur als Regel- sondern als Normalfall. Diese Situation wird freilich unterschiedlich bewertet und einmal als Überwindung kultureller Monotonie und Repression begrüßt, dann wieder als Ursache für latente oder offenkundige Konflikte von ehemals unbekannter Tragweite gefürchtet. Hinter diesen Veränderun-

gen in der Kulturbegrifflichkeit stehen offenbar spätmoderne soziale Pluralitätserfahrungen sowie Erfahrungen mit politisch-kulturellen Phänomenen wie Kulturimperialismus und Eurozentrismus.

Festhalten möchte ich daran, dass der Kulturbegriff in seinen unterschiedlichen Verwendungen nicht ethisch neutral ist, auch wenn die genaue Bestimmung seiner ethischen Natur damit noch nicht entschieden ist. Nicht nur dass die verschiedenen historischen und disziplinären Kulturbegriffe unterschiedliche moralische und ethische Aspekte haben, auch die Neutralisierung des wertenden Charakters von Kultur im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung hat ethische Qualität, soll sie doch gerade kulturalistische Vorurteile überwinden. Um der Problematik eines ethischen Zugangs zu „Kultur“ in deren unterschiedlichen Lagerungen auf die Spur zu kommen, beschreiten die Beiträge dieses Buches verschiedene wissenschaftliche Anwege. Ihnen möchte ich Überlegungen zu Kultur und Ethik vorausstellen, indem ich versuche, im unwegsamen Gelände zwischen „Kultur“ und „Ethik“ wenigstens ein paar Trampelpfade auszumachen.

Es ist nämlich von notorischer Schwierigkeit, genau zu bestimmen, was Kultur eigentlich ist. Nahezu jede Veröffentlichung zu diesem Thema beginnt mit dem Hinweis darauf, dass es unmöglich sei, einen allgemein anerkannten Kulturbegriff zu definieren. Eine Vielzahl von Kulturverständnissen und -begriffen erschwert die Orientierung. Wie bei ähnlich grundlegenden Dingen wie dem Leben oder der Sprache hängt das damit zusammen, dass man in dem drin steckt, was man untersucht, und sich davon auch nicht versuchsweise lösen kann.

Über Kultur spricht man nicht – das ist ihre Definition und Selbstdefinition –: Aber über Kultur spricht man nicht deshalb nicht, weil man sie etwa, wie dieser Satz da und dort fortgesetzt worden ist, hätte, sondern weil sie selbst es ist, die spricht, und weil es nicht möglich ist – freilich auch nicht zu verhindern –, dass man über das Sprechen spricht, ohne eben damit schon von etwas anderem zu sprechen. Das ist das Dilemma, das *Doppelgehirn* der Kultur: Es erlaubt und gebietet zu sprechen, zu nennen, die Wahrheit über sich und alles zu sagen, aber nur unter der Einschränkung, dass von ihr ‚als solcher‘ nicht gesprochen werden kann. [Hamacher, 159]

Die Feststellung, dass Kultur unhintergebar ist und jeder Reflexion auf sie und allem Sprechen über sie immer schon voraus liegt, mag mit ein Grund dafür sein, dass eine Vielzahl von Kulturbegriffen eingesetzt werden. Die Pluralität der Kulturbegriffe erlaubt es, die verschiedenen Aspekte und Dimensionen von „Kultur“ durch unterschiedliche Zugangsweisen jeweils einzeln auszuleuchten. Je nach Zugangsweise und Erkenntnisinteresse treten dabei andere Aspekte des Kulturellen deutlicher hervor. Als Aspekte und Dimensionen des Kulturellen lassen sie sich aber nur erfassen, wenn sie wieder mit der Intention zusammengeführt werden, gerade aus der Vielzahl der Zugänge heraus den Zusammen-

hang besser in den Blick zu bekommen, der in seiner Totalität sich dem wissenschaftlichen Zugriff entzieht. Insofern vermittelt auch die Begriffsgeschichte von „Kultur“ wertvolle Einsichten [vgl. Perpeet 1984b, Fisch]. Es ergibt sich aber die doppelte philosophische Problemstellung: Lässt sich über die Feststellung der kulturellen Vielfalt hinaus noch an der Einheit des Kulturbegriffs festhalten durch Ausweisen eines allgemeinen, alle kulturellen Eigenheiten übergreifenden Begriffs? Wie kann dies gelingen, wenn ein voraussetzungsloser Kulturbegriff nicht zu gewinnen ist, sondern diese Begriffsbestimmung selbst Teil einer Kultur ist?

Neben dieser kognitiven, epistemischen Frage weisen die vielfältigen Akzentuierungen der Kulturbegriffe noch etwas aus, nämlich den reflexiven Charakter von „Kultur“. Wer über Kultur und Kulturen spricht, spricht auch immer über sich als Kulturwesen und als Angehörigen einer Kultur, auch wenn das diesem Sprecher nicht zwangsläufig bewusst sein muss. Etwas als Kultur auszumachen oder es als „kulturell“ zu bestimmen, bedeutet einerseits, es in seiner Eigenheit und Individualität wahr zu nehmen, zugleich aber auch in seiner grundsätzlichen Gleichartigkeit, die eine fundamentale Vergleichbarkeit sichert. Wie mittels der Verwendung des Kulturbegriffs zunehmend nicht nur die Vergleichbarkeit der anderen, sondern auch die des eigenen Standpunkts – und damit seine Kontingenz – bewusst werden, zeichnet die reflexive Dynamik von „Kultur“ in der historischen Vielfalt ihrer Begriffsverwendungen aus. Denn mit der Thematisierung als „Kultur“ ist die Erkenntnis verknüpft, das der fragliche Sachverhalt in anderen Kulturen nicht so ist. Die Wahrnehmung als Kultur sagt aus, dass etwas mit anderen Kulturen und Lebensformen vergleichbar, aber anders ist – „Kultur“ meint, ‚manches ist gleich und vieles ist anders‘. Damit ist „Kultur“ als Nichtselbstverständliches ausgewiesen. Der Soziologe Dirk Baecker interpretiert daher „Kultur“ als Begriff zweiter Ordnung, als „mitlaufende Beobachtung, die zu jedem Wert den möglichen Gegenwert bereit hält“ [Baecker, 9]. Gerät überdies in den Blick, dass der Aufschwung von Kultur parallel zum nationalen Denken und dem Entstehen des Nationalstaats verläuft, fällt die dem reflexiven Charakter geschuldete Zweideutigkeit doppelt auf: Die Einheit der Kultur sollte der Nation die Einheit und Unverwechselbarkeit garantieren, indem Nation und Kultur idealerweise den selben Umfang hatten, und zugleich trägt „Kultur“ an die Nationen quasi unter der Hand eine relativierende Vergleichbarkeit heran, bis sich durch verschiedene Faktoren „Kultur“ im Zeitalter der „Globalisierung“ vom Nationalstaat zu lösen beginnt [vgl. Ammicht Quinn].

Die Vergleichbarkeit betrifft ganz wesentlich auch die Wertdimension des Kulturellen. Kultur als Totalität der Lebensäußerungen schließt ja die Wertungen, Werte und Normvorstellungen mit ein, die einer Kultur eigen sind und die mit ihren Vollzügen verbunden sind. Auch diese Bewertungen erfahren einerseits eine Individualisierung, andererseits eine Relativierung durch die Betrachtung aus dem Blickwinkel „Kultur“. Dass Kulturwissenschaften andere Kulturen wertneutral wahrnehmen und beschreiben, dass wir anderen Kulturen und ihren

Wertvorstellungen grundsätzlich tolerant gegenüber stehen, ist selbst eine kulturelle Leistung und seinerseits nicht wertneutral.

Der evaluative Charakter, den „Kultur“ erhält, hängt mit dem veränderlichen Selbstverständnis und den normativen Bedürfnissen derer zusammen, die die Frage danach stellen. Man sieht das recht gut an den Gegensatzpaaren, die zur Profilierung des Kulturbegriffs gebildet werden: Kultur im Singular oder Kulturen im Plural, Kultur in Abgrenzung von oder in Ausrichtung an Natur, Kultur versus Zivilisation. Vorpluralistische, gewissermaßen nicht vollständig „reflexive“ Kulturverständnisse nehmen beim Vergleich der Kulturen einen normativen Maßstab an, der selbst nicht als kulturell bedingt gesehen wird. Bei allen Unterschieden gehen traditionelle, vorpluralistische Kulturbegriffe zudem von Kulturen als (nationalen) *Einheiten* aus. Ammicht Quinn charakterisiert sie folgendermaßen:

Sie sind normativ, hierarchisch und in der Regel national gefasst; sie sind Vergleichsbegriffe, die aber zunächst gerade nicht auf die Kontingenz von Lebensformen verweisen, sondern auf deren Authentizität und Moralität und damit auf deren inhärente Richtigkeit. [Ammicht Quinn, 259]

Vom Stichwort „Lebensform“ ausgehend, lassen sich in der Pluralität der Kulturbegriffe zum Zweck der Orientierung weitere und engere Verständnisse abheben, die gewissermaßen „Schichten“ bilden. Wird mit Kultur die menschliche Lebensform schlechthin angesprochen, liegt ein grundlegendes und denkbar weites Verständnis von Kultur vor: die Gesamtheit menschlicher Lebensäußerungen, die Totalität menschlicher Lebenswelt wird dann als Kultur bezeichnet. Damit wird der Bereich des vom Menschen Abhängigen – alles was im weitesten Sinne sein „Werk“ ist – abgegrenzt von dem, was ihm vorgegeben ist. Dieser Bereich wird als „Natur“ bezeichnet. Die beiden Begriffe definieren sich gegenseitig und sind nicht unabhängig von einander zu bestimmen. Dass „Natur“ heutzutage kaum noch in einer „natürlichen“ Gestalt erfahren werden kann, sondern stets kulturell überformt begegnet, macht den Grenzbegriffcharakter des Gegensatzes Natur-Kultur augenfällig. Die Unterscheidung wird dennoch benötigt, denn alle Versuche, den Kulturbegriff restlos zu naturalisieren, indem man die Unterscheidung zum nicht vom Menschen Gemachten aufgibt, entziehen dem Kulturbegriff insgesamt die Grundlage und geben gleichzeitig den Menschen als praktisches Subjekt auf [vgl. Schnädelbach, 541f].

Mithin ist alles Menschliche Kultur bzw. kann unter der Hinsicht von Kultur betrachtet werden. Auf diesem Grundverständnis aufbauend, werden Kulturen im Plural unterschieden, denn die menschliche Lebensform gibt es nur in der Pluralität der Lebensformen. Um Kulturen als Einheiten abzugrenzen und auszuzeichnen, ist der Rekurs auf unverwechselbare Eigenheiten, auf (angeblich) stabile Größen wie Ethnien und Nationen erforderlich. Neben der „Nationalkultur“ gibt es freilich weiterhin ein engeres Kulturverständnis, das quasi einen Sektor daraus meint, nämlich im Grunde alles, was in den Feuilletons verhandelt

wird: Kunst, Musik, Theater – das kulturelle Leben, die Kulturschaffenden, bis hin zu Stadtteil- und Subkulturen. Kultur meint hier innerhalb der Totalität einer Kultur im umfassenderen Sinn einen relativ autonomen Bereich neben anderen – Wirtschaft, Wissenschaft, Politik. Dass wir das als selbstverständlich anerkennen, ist Resultat unserer spätmodernen ausdifferenzierten Gesellschaft, und dass wir auf der Autonomie der Sektoren bestehen – eben auf der Freiheit von Kultur und Wissenschaft – rechnen wir uns wiederum als kulturelle Errungenschaft an.

Um die Frage, ob der wertneutrale Standpunkt gegenüber anderen Kulturen seine Grenzen hat, ob kulturelle Werte wie Liberalität und Toleranz angesichts von Praktiken, die unseren moralischen Überzeugungen zuwider laufen, nicht doch an ihre Grenzen kommen, führt allerdings kein Weg herum [vgl. Forst]. Auch Moral und ihre normative Reflexion, die Ethik, fallen unter „Kultur“. Eine Möglichkeit, einen normativen Maßstab für Kultur selbst zu beziehen, besteht darin, sie kritisch an eine extrakulturelle Größe zu halten. Dafür steht klassischerweise der bereits erwähnte Begriff „Natur“. Entfällt unter nachmetaphysischen Bedingungen diese Möglichkeit, bleiben nur noch innerkulturelle Kriterien übrig. Diese Rolle hat zum Beispiel die Unterscheidung zwischen ‚echter‘ Kultur und ‚bloßer‘ Zivilisation gespielt, die bestimmte Kulturformen normativ höher bewertet. Diese Opposition, die für den deutschen Sonderweg zu Beginn des letzten Jahrhunderts (aber auch für den Kolonialismus) Bedeutung hatte, setzte die innere, geistige Entwicklung – den deutschen „Geist“ – gegen den bloß instrumentellen technischen und ökonomischen Fortschritt. In der spätmodernen Internationalisierung von kultureller Begegnung und der grenzenlosen Verbreitung kultureller Insignien wird hingegen häufig mit dem Stichwort „Authentizität“ die Ursprünglichkeit von Kulturen normativ ausgezeichnet. Mit bisweilen kulturpessimistischem Unterton und romantischem Einschlag wird die bedrohte oder verlorene Identität und Originalität von Kulturen beschworen oder beklagt. Gegen das Kulturverständnis dieser Ansätze richtet sich allerdings – ähnlich wie gegen kulturrelativistische Positionen – die Kritik, sie würden Kulturen als stabile, homogene Einheiten mit dem Flair des Identitätsverleihenden missverstehen, weil sie ausblenden, dass Kulturen ständig im Übergang sind, sich dem Kontakt mit anderen Kulturen verdanken und zudem meistens in sich inhomogene Züge tragen. Der Begriff Authentizität muss aber möglicherweise nicht aufgegeben werden, wenn er von einer „primär *historisch begründeten Kategorie*“, die auf der Unwandelbarkeit von Lebensformen beharrt, zu einer mehr „*systematisch argumentierenden Kategorie*“ weiter entwickelt wird, die die Art und Weise untersucht, wie Fremdes angeeignet wird [Ammicht Quinn, 260].

Authentizität lässt sich nicht mehr nach Ursprüngen definieren, sondern muss nach Folgen bestimmt werden. Waren, Ideen und Institutionen sind in dem Maß authentisch, wie sie von Menschen erfolgreich für ihre eigenen kulturellen Projekte angeeignet werden können. [Breidenbach/Zukrigl, 36]

Inwiefern der kriteriologische Bezug damit innerhalb des Kulturellen verschoben wird, von der Qualität einer Kultur alias Authentizität hin zum „erfolgreichen“ Aneignen kultureller Features in *individuellen* Lebensweisen, ist für mich offen. Am anderen Ende der Konsequenzen aus diesen Schwierigkeiten droht eine kulturrelativistische Position jedoch, letztlich alle Unterschiede dadurch einzuebnen, dass sie ihre Bedeutung neutralisiert: Es wird alles gleichermaßen gleichgültig.

Eine entscheidende Frage lautet natürlich, wie sich über- oder interkulturell gültige Standards ausweisen lassen, wenn man einen (eurozentrischen oder kulturimperialistischen) Standpunkt vermeiden will, der einfachhin die universale Geltung und die Überlegenheit der eigenen Kultur und ihrer Werte behauptet (und bei vorhandener politisch-militärischer Gewalt auch durchsetzt). Woher kommen solche Kriterien, wenn kein Standpunkt außerhalb von Kultur liegt? Hier gibt es vorsichtige Versuche, in unterschiedlichen Kulturen das aufzusuchen, was überkulturelles Potential hat, als, wie Paul Ricœur es nennt, „kontextuelle, potentielle oder inchoative Universalien“ [Ricœur, 350]. Ein solches ‚kulturethisches‘ Denken wird Kulturkritik sein, weil es mit den universalistischen Ansprüchen, die eine Kultur enthält und die zugleich über sie hinaus weisen, das Widersprechende in der Realität *mit Gründen* kritisiert [vgl. Schnädelbach, 544f].

Diese Möglichkeiten versuchen die Beiträge dieses Buches in unterschiedlichen Perspektiven aus Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaft, Soziologie und Philosophie auszuloten. Jens Badura orientiert sich für eine konsequent pluralistische Konzeption von Kultur an Lyotards Begriffs des „Widerstreits“ und plädiert dafür, eine ethische Perspektive auf Kultur zu gewinnen, die ohne Einheitsunterstellungen auskommt. Ebenfalls dem Komplex der kulturellen Pluralität widmet sich Thomas Biebricher, der aus politikwissenschaftlicher Sicht diskutiert, wie normative Kurzschlüsse beim Kulturenvergleich vermieden werden können, ohne den evaluativen Aspekt gänzlich aufgeben zu müssen. Der Historiker Siegfried Weichlein untersucht die Ambivalenz, die mit der geschichtswissenschaftlichen Aufwertung von „Kultur“ verbunden ist. Dazu verfolgt er zwei Fragerichtungen, nämlich zum einen das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Kultur, zum anderen anhand der Historisierung von „Kultur“ das Verhältnis der Kultur zur Geschichte. Brigitte Rauschenbach entfaltet die These von der systematischen Zweideutigkeit von „Kultur“, indem sie das Verhältnis zwischen der Homogenisierung durch einen Kulturbegriff und der Polarität der Geschlechterordnung untersucht. Kulturkritische Überlegungen stellt Burkhard Liebsch an. Dazu fragt er, wie im kulturellen Leben die

Begegnung mit Anderen und Fremden vor sich geht. In politisch-ethischer Hinsicht untersucht er soziale Institutionen der Begegnung mit dem Fremden und arbeitet „Gastlichkeit“ als einen Maßstab für Kultur heraus. Wie in der Popularkultur normative Menschenbilder kreiert und transportiert werden, nimmt Regina Ammicht Quinn am Beispiel von Mensch-Maschine-Fiktionen in den Blick. Als Antwort auf technologische Entwicklung und als ihr fiktionales Weiterdenken entwirft die populäre Kultur eine technische und anthropologische Imagination. Ihr stellt Ammicht Quinn eine sozialetische Imagination zur Seite, die Kulturbewegungen und Kulturveränderungen nachgeht.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass das Thema Kultur noch vielfältiger ist, als es in diesem Buch versuchsweise abgemessen wird. Zum Beispiel verdiente die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Kultur und Gewalt, die in einigen Beiträgen angesprochen wird, noch weitere Untersuchungen, oder auch die Beobachtung, dass kultureller Wandel den Wandel vormoralischer Einstellungen mit einschließt, die sich ihrerseits auf die Form der ethischen Reflexionskultur auswirken [vgl. Mieth]. Das interdisziplinäre Gespräch zwischen Sozialwissenschaften und Philosophie bringt uns, so hoffe ich zumindest, einerseits in der Erkenntnis dessen weiter, wie unterschiedliche wissenschaftliche Zugänge die Wert- und ethischen Dimensionen von Kulturen wahrnehmen und mit ihnen umgehen, und andererseits in der Frage nach angemessenen ethischen Zugängen zu Kultur, die auf der Höhe der sozialwissenschaftlichen Reflexion und im Austausch mit ihr vor sich gehen.

Literatur

- Ammicht Quinn, Regina (2002) *Kulturethik. Handbuch Ethik*. Hg. M. Düwell/ C. Hübenal/M. H. Werner. Stuttgart: Metzler, 258-263
- Baecker, Dirk (2001) *Wozu Kultur?* 2. Auflage Berlin: Kadmos
- Breidenbach, Joana / Zukrigl, Ina (2000) *Tanz der Kulturen. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Benthien, Claudia (Hg.) (2002) *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Daniel, Ute (1993) „Kultur“ und „Gesellschaft“. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte. *Geschichte und Gesellschaft* 19, 69-99
- Daniel, Ute (2001) *Geschichte als historische Kulturwissenschaft. Konturen eines Widersängers. Kulturwissenschaft. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*. Hg. H. Appelsmeyer/E. Billermann-Mahecha. Weilerswist: Velbrück, 195-214
- Fisch, Jörg (1992) *Zivilisation, Kultur. Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 7. Hg. O. Brunner/ W. Conze/ R. Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta, 679-774

- Forst, Rainer (2000) Toleranz, Gerechtigkeit und Vernunft. *Toleranz. Philosophische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis einer umstrittenen Tugend*. Hg. R. Forst. Frankfurt/ New York: Campus, 119-143
- Hamacher, Werner (2003) Heterautonomie. One 2 Many Multiculturalisms. *Gewalt Verstehen*. Hg. B. Liebsch/D. Mensink. Berlin: Akademie-Verlag, 157-201
- Mieth, Dietmar (2003) Kulturethik. *Angewandte Ethik und Religion*. Hg. Th. Laubach. Tübingen/Basel: Francke, 293-307
- Perpeet, Wilhelm (1984a) Kulturphilosophie um die Jahrhundertwende. *Naturplan und Verfallskritik. Zu Begriff und Geschichte der Kultur*. Hg. H. Brackert/F. Wefelmeyer, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 364-407
- Perpeet, Wilhelm (1984b) Zur Wortbedeutung von „Kultur“. *Naturplan und Verfallskritik. Zu Begriff und Geschichte der Kultur*. Hg. H. Brackert/F. Wefelmeyer, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 21-28
- Ricœur, Paul (1996) *Das Selbst als ein Anderer*. München: Fink
- Schnädelbach, Herbert (1991) Kultur. *Philosophie. Ein Grundkurs*. Band 2. Hg. E. Martens / H. Schnädelbach. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 508-548